

Verlorene Talente

Der kleine Unterschied hält sich hartnäckig, auch bei der Berufswahl: Die wenigsten 16-Jährigen wagen sich in einen Beruf, der geschlechtsuntypisch ist. Tun sie es doch, zahlen sie einen hohen Preis. Von Paula Lanfranconi

schlechts geboren wird», heisst es weiter in dem Text, der in der berühmten Medizinschule von Salerno übersetzt und Galen zugeschrieben wurde. «Der Hermaphrodit erscheint hier als ergänzendes Element einer einschlägigen Logik mit fließenden Übergängen zwischen männlichen und weiblichen Föten», sagt Historikerin Almut Höfert.

Erbrecht als intellektuelles Abenteuer

Während der Hermaphrodit in der Medizin des mittelalterlichen Europa eher eine Nebenrolle spielte, war er im mittelalterlichen islamischen Recht eine prominente Figur. «Er hatte dort eine wichtige theoretische Funktion», sagt Höfert, «anhand des Hermaphroditen werden die Rollen der Männer und Frauen festgeschrieben.» Und er taucht im Erbrecht auf, wo sich die Rechtsgelehrten teilweise regelrecht intellektuell austoben. Das konnte zuweilen richtig kompliziert werden.

So fand die Wissenschaftlerin etwa einen Text, in dem der Rechtsgelehrte as-Sarakhsi die Ansicht vertrat, einem Hermaphroditen stünde je die Hälfte des Erbteils eines Sohnes und einer Tochter zu. In der Folge präsentierte er über zwanzig Konstellationen, in denen ein oder mehrere Hermaphroditen neben Söhnen und Töchtern in einen Erbfall involviert waren. In einem besonders komplizierten Fallbeispiel breitete der Autor seine mathematischen Kalkulationen über mehrere Seiten aus. «Der Hermaphrodit ist hier vor allem eine intellektuelle Herausforderung», sagt Almut Höfert, «er ist eine Figur, anhand derer der Rechtsgelehrte seine Prämissen und Prozeduren reflektiert.»

Zurzeit ist Historikerin Almut Höfert dabei, das Material über den Hermaphroditen in lateinischen und arabischen Quellen zusammenzutragen und danach zu fragen, inwiefern die kulturübergreifende Perspektive den Blick der Forschung auf mittelalterliche Geschlechterordnungen verändert. In den nächsten zwei Jahren möchte sie ein Buch darüber schreiben, dass die Hermaphroditen im Mittelalter viel mehr als exotische Wesen in fernen Weltgegenden waren.

Kontakt: Prof. Almut Höfert, almut.hoefert@hist.uzh.ch

Schon im Kindergarten ist klar, welche Berufe für einen richtigen Mann, eine richtige Frau heute in Frage kommen. Die Buben wollen Pilot werden, Astronaut oder Feuerwehrmann. Und die Mädchen Lehrerin, Krankenschwester, Sängerin vielleicht. In der Sekundarschule wird es dann konkreter: Schreiner, Spengler, Sanitär – etwas Technisches eben. Und bei den Mädchen Dentalassistentin, Fachangestellte Gesundheit – etwas mit Menschen oder im Büro.

Man staunt: Vor 30 Jahren sahen die Berufswünsche von 16-Jährigen nicht viel anders aus. Karin Schwiter, Oberassistentin am Geographischen Institut der UZH bestätigt: «Während sich andere Geschlechterindikatoren langsam abschwächen – Lohnungleichheit oder der Frauenanteil in Leitungspositionen – hält sich die geschlechtstypische Berufswahl hartnäckig.»

So landete die Schweiz in einer internationalen Studie über die Unter- beziehungsweise Überrepräsentation von Frauen in verschiedenen Fächern bei den Ingenieurwissenschaften auf dem zweitletzten Platz von 44 verglichenen Ländern – zu diesen gehörten etwa Australien, Deutschland und Kolumbien. Frappierende Erkenntnis der Forscherinnen: Geschlechtersegregation verschwindet nicht durch wirtschaftliche oder kulturelle Modernisierung, sondern wird andauern, solange die Menschen ihre Kompetenzen und Möglichkeiten über ihr Geschlecht definieren.

Gefährliche Geschlechternormen

Die Geografin Karin Schwiter gehört zur siebenköpfigen Forschungsgruppe, die am Zentrum Gender Studies der Universität Basel im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 60 die fortbestehenden Geschlechterungleichheiten in Ausbildungs- und Berufsverläufen untersuchte. Die Gruppe wertete eine Stichprobe von 6000 damals 16-jährigen Jugendlichen aus, die im Jahr

2000 an der PISA-Studie teilnahmen. Seither gaben die jungen Leute in jährlichen Abständen über ihren weiteren beruflichen Werdegang Auskunft. Überraschendstes Resultat: Von den 6000 Befragten wünschten sich lediglich 22 junge Frauen und 20 Männer als 16-Jährige einen geschlechtsuntypischen Beruf und übten zehn Jahre später auch eine solche Tätigkeit aus.

«Die Forschung», sagt Karin Schwiter, «zeigt klar, dass diese starke berufliche Geschlechtersegregation weder naturgegeben ist noch das Resultat einer wirklich freien Wahl.» Vielmehr sei sie «produziert» durch eine ganze Reihe von Mechanismen: den in der Schweiz besonders stark verankerten Geschlechterstereotypen, dem Ausbildungssystem mit seiner frühen Selektion, den horizontal wenig durchlässigen Berufslaufbahnen und vor allem auch der traditionellen Ausgestaltung der Arbeitsstellen.

Junge Leute, die eine Lehre machen wollen, müssen sich hierzulande früh, bereits mit 15, für einen Beruf entscheiden – ein Alter, in dem es wichtig ist, sich als richtiger Mann, als richtige Frau zu präsentieren. Wer diesen Normen nicht gerecht werden kann, lebt gefährlich, wie im Vorfeld der Berner Jugendsession bekannt wurde: Jeder fünfte schwule Mann versucht einmal im Leben, sich umzubringen. Über die Hälfte dieser Versuche geschehen vor dem 20. Lebensjahr. Bei schwulen Männern ist die Suizidgefahr bis zu fünfmal höher als bei heterosexuellen, bei den Lesben viermal so hoch.

Unter solchen Voraussetzungen ist es für einen jungen Mann schwierig, sich für eine Ausbildung als Krankenpfleger zu entscheiden. «Es heisst dann sofort: Warum will er anderen Leuten den Hintern putzen, mit dem stimmt doch etwas nicht», sagt Karin Schwiter. Geschlechtsuntypische Berufe kämen so gar nicht erst ins Blickfeld. Auch nicht in der Berufsberatung, die die Befrag-



DIE BOXERIN

«Boxen verlangt Killerinstinkt. Frauen haben am Anfang mehr Mühe mit dem Zuschlagen als Männer – aber das ändert sich.»

Sandra Steiner (28) ist vierfache Schweizer Boxmeisterin im Federgewicht und hat im Sommer ihre Dissertation in Biochemie an der UZH abgeschlossen.

ten rückblickend als weitgehend bedeutungslos für ihre Berufsfindung bezeichneten.

«Kann die das?»

Doch wer schafft es trotzdem in einen untypischen Beruf? Es seien, stellt die Forschungsgruppe fest, junge Leute mit einer überdurchschnittlich guten Ressourcenausstattung, sowohl schulisch wie auch von ihrem Selbstbewusstsein her. Viele dieser Wagemutigen können zudem auf die Unterstützung ihrer Eltern zählen, die ebenfalls in einem ähnlichen Beruf arbeiten.

Karin Schwiter nennt das Beispiel einer jungen Frau, die als gelernte Elektrikerin auf dem Bau arbeitet. Ihre Familie besitzt ein Elektrogeschäft, der Vater nahm seine Tochter oft auf Baustellen mit und bestärkte sie in ihrem Berufswunsch. Und doch, sagt die Forscherin, müsse sich die junge Frau auf jeder Baustelle neu bewähren: «Die erste Reaktion ist meistens: O Gott, eine Frau, kann die das?» Im privaten Umfeld hingegen wird sie dafür bewundert, dass sie sich in eine Männerdomäne gewagt hat. Bei jungen Männern stellten die Forschenden den umgekehrten Mechanismus fest. Ein Krankenpfleger werde im Beruf sehr geschätzt: «Endlich ein Mann, der versteht sicher auch etwas von der Herz-Lungen-Maschine», heisst es etwa. Doch ausserhalb des Berufs werde seine Männlichkeit durch seine unübliche Berufswahl permanent in Frage gestellt.

Zu solchen Geschlechterstereotypisierungen gesellt sich die Arbeitsorganisation: Geschlechtsuntypische Jobs sind auf einen bestimmten Lebensentwurf ausgerichtet. Schwiter: «Als Pflegefachfrau kann ich problemlos Teilzeit arbeiten, die Pflegefachmänner in unserer Untersuchung stellten sich aber sofort die Frage: Wie kann ich mich weiterqualifizieren, damit mein Lohn für eine Familie reicht?» Diese jungen Männer, so Schwiter, seien zwar Pioniere in der untypischen Berufswahl, etliche orientierten sich aber weiterhin an einem konventionellen Familienmodell mit dem Vater als Hauptverdiener. Frauen in technischen Tätigkeiten haben es noch schwerer: Weil es keine Teilzeitarbeit gibt, laufen sie Gefahr, ihren Beruf aufgeben zu müssen, sobald Kinder

kommen. So stellt sich eine Landschaftsgärtnerin darauf ein, an die Kasse des Gartencenters abgeschoben zu werden. Und weil auf dem Bau nur Vollzeit gearbeitet wird, rechnet die junge Elektrikerin damit, ins Lager wechseln zu müssen. Beide werden weniger verdienen und landen in einer beruflichen Sackgasse.

Eine Frau unter hundert Männern

Grenzt es da nicht an Gleichmacherei, junge Leute zu einer geschlechtsuntypischen Berufswahl zu ermutigen? Karin Schwiter winkt ab: Ihre Studie zeige lediglich auf, wie stark Jugendliche auch heute noch durch Geschlechterstereo-

mit den Kindern verbringen möchten. Ganz wichtig seien auch Vorbilder. Die Mutter, die ihren Sohn in ihren Pflegealltag mitnimmt, der Vater, der seiner Tochter zeigt, was er auf dem Bau macht.

Ein zweites Handlungsfeld sehen die Forscherinnen im Ausbildungs- und Berufssystem. Damit Berufe für beide Geschlechter attraktiv werden, müsse die Trennung in männertypische berufsbildende und frauentypische allgemeinbildende Ausbildungsgänge aufgelöst werden. Viele frauentypische Berufe, sagt Karin Schwiter, laufen über schulische Einstiege: «Da verdient man nichts, für Männer ist das uninteressant.» Abschreckend wirke auch die starke Segregation in Männer- und Frauen-

Karrieren: Wer als einzige Schreinerin mit 100 Männern in die Berufsschule gehe, fühle sich ausgestellt. Um diese Stigmatisierung aufzubrechen, könnte man die allgemeinbildenden Fächer vermehrt geschlechtergemischt anbieten, regt die Forscherin an. Zudem müsse der horizontale Wechsel in einen anderen Beruf einfacher werden. «Wenn ich, zum Beispiel, von einem technischen auf einen Gesundheitsberuf um-

umsatteln will, muss ich mit der Ausbildung praktisch wieder von vorne anfangen.»

Firmen mangelt es an Kreativität

Als Drittes orten die Forschenden vor allem bei den Arbeitgebern Handlungsbedarf: Bessere Löhne und Weiterbildungsmöglichkeiten in frauentypischen, flexible Arbeitszeitmodelle auch in männertypischen Berufen. Wenig Neues also. Oft, stellt Karin Schwiter fest, seien Arbeitszeitvorgaben gar nicht durch den Beruf bestimmt. Sondern durch Denkblockaden: «Warum soll eine Elektrikerin am Mittwoch nicht sagen können: Ich komme am Montag wieder, am Donnerstag macht jemand anders weiter? Dafür gibt es Planzeichnungen. Und im Spital geht das auch.»

Vielen Firmen mangle es an Kreativität: Man klage über Personalmangel, überlege aber nicht, wie die Jobs auch für das jeweils untervertretene Geschlecht attraktiver gestaltet werden könnten. Aber auch die öffentliche Hand sei gefordert, sagt Schwiter. Sehr oft kreierte der Staat frauentypi-

DER KLEINE UNTERSCHIED



Eine Elektrikerin muss sich auf dem Bau täglich neu beweisen. Privat hingegen bewundert man ihren Mut.



Ein Krankenpfleger wird im Beruf sehr geschätzt. Aber privat wird seine Männlichkeit permanent in Frage gestellt.

type in ihrer Berufsfindung eingeschränkt seien und wie viele Hürden sie nehmen müssen, wenn sie einen untypischen Beruf wählen. Dies verletze das Prinzip der Chancengleichheit. Und: «Solange junge Männer Schreiner werden, obwohl sie viel mehr erzieherische Fähigkeiten hätten und gut mit Kindern umgehen können, geht der Gesellschaft Talent verloren.»

Was also ist zu tun? Als Erstes, halten die Forscherinnen fest, brauche es eine «wirksame geschlechtersensible Begleitung junger Erwachsener in ihrem Berufsfindungsprozess». Da sei, neben den Eltern, die Schule gefragt. Wichtig seien auch Lehrpersonen, die einer jungen Frau sagen: «Du bist gut in Mathe, mach etwas daraus!» Zudem müsse die Berufsberatung stärker in den Schulalltag eingebunden werden und die Jugendlichen auch für eine längerfristige Perspektive sensibilisieren: etwa dafür, was es bedeutet, wenn Frauen alleinerziehend sind oder gar keine Kinder haben. Und Männer sollten sich früh darüber Gedanken machen, wie viel Zeit sie

sche, ungenügend bezahlte Berufe – in Krippen, Altersheimen, in der Spitex. Und gehe davon aus, dass Frauen lediglich den Zweitverdienst erbringen müssten. Damit schneide sich die öffentliche Hand ins eigene Fleisch: Es fehlen Männer in Krippen, Heimen, in der Spitex.

Unglücklicher Automatiker

Wie stark der kleine Unterschied in unseren Köpfen verankert ist, weiss Oberassistentin Karin Schwiter auch aus dem eigenen Alltag. Wenn sie die Arbeit einer Studentin lese, räumt sie ein, ertappe sie sich oft beim Gedanken: «Toll, die war jetzt fleissig!» Bei einem Mann hingegen denke sie: «Was für ein Talent!» «Exzellenz ist in unseren Köpfen mit Männlichkeit konnotiert, Fleiss mit Weiblichkeit.»

Wie steht es um den kleinen Unterschied in fünf, in zehn Jahren? Karin Schwiter gibt sich «verhalten optimistisch». Die Schweiz stehe zunehmend im weltweiten Wettstreit um gute Arbeitskräfte, in den Männerdomänen Informatik, Ingenieurwesen und Mechanik wie in frauendominierten Gesundheitsberufen. Es brauche also, sagt die Forscherin, nicht einmal eine feministische Optik, denn das Durchbrechen der geschlechtertypischen Berufsfelder werde immer mehr zur wirtschaftlichen Notwendigkeit. Zudem sei es ein Gewinn für die Gesellschaft, wenn Frauen und Männer in ihrer Berufswahl nicht mehr derart stark eingeschränkt seien, fügt sie hinzu. Und erzählt von einem jungen Mann, der zuerst Automatiker gelernt habe, weil schon in der Sekundarschule klar gewesen sei: Männer machen etwas Technisches, Frauen etwas Soziales. Der junge Mann sei als Automatiker indes nicht glücklich geworden und habe noch eine Lehre als Krankenpfleger gemacht. Da sei «ihm die Welt aufgegangen». Pionierinnen und Pioniere in einem untypischen Beruf, stellt Karin Schwiter fest, zeigten überdurchschnittlich viel Freude und Stolz über das Erreichte. Noch zahlen sie indes einen (zu) hohen Preis für ihren Wagemut.

Kontakt: Dr. Karin Schwiter, karin.schwiter@geo.uzh.ch

«Jagen und gejagt werden»

Unser Körper ist von Geburt an meist eindeutig männlich oder weiblich. Die Psyche muss mit diesem biologischen Unterschied erst leben lernen. Das geht nicht ohne innere Konflikte, sagt Monika Gsell. Mit der Psychoanalytikerin sprach Roger Nickl.

Frau Gsell, wie gross ist der kleine Unterschied zwischen Frauen und Männern?

Monika Gsell: Biologisch gesehen ist der kleine Unterschied radikal. Dieser biologische Unterschied stellt das Individuum vor einen grossen Konflikt. Denn die Psyche kennt den Unterschied zwischen Frau und Mann anfänglich nicht. Die Psyche bei einem neugeborenen Baby ist geschlechtlich undifferenziert, der Körper ist dagegen in der Regel eindeutig männlich oder weiblich.

Zu welchem Konflikt führt das aus psychoanalytischer Sicht?

Gsell: Um dies zu beantworten, müssen wir uns zuerst vor Augen führen, wie sich Geschlechtsidentität und Sexualität bei einem Kind entwickeln. Zwischen dem ersten und dem dritten Lebensjahr bauen sich die psychischen Ich- und Identitätsstrukturen auf. Damit einhergehend entwickelt sich auch die Geschlechtsidentität. Zwischen dem dritten und sechsten Jahr siedelt die Psychoanalyse dann die ödipale Phase an. In dieser Zeit beginnt sich die Sexualität des Kindes zu entwickeln.

Meine Tochter hatte jedenfalls mit drei schon eine Vorstellung von Geschlechterdifferenz: Männer würden Krawatten tragen und Frauen Röcke, sagte sie damals ...

Gsell: ... (lacht) und wenn Sie dann einen Rock und Ihre Frau eine Krawatte getragen hätte, wären Sie dann wahrscheinlich die Frau und Ihre Frau der Mann gewesen. So klar sind die Geschlechtszuschreibungen in diesem Alter nicht. Krawatte und Rock sind ja auch austauschbar – das ist keine radikale Differenz. Damit kann man auch spielen.

Wann wird den Kindern denn der biologische Unterschied klar?

Gsell: Der Konflikt mit der Geschlechtsdifferenz entsteht etwa mit vier Jahren. In dieser Zeit wird das Kind mit aktiven und passiven, auf das Genitale bezogenen Triebforderungen konfrontiert. Aktiv meint, das Subjekt will mit jemandem etwas machen, und passiv, das Subjekt will, dass jemand mit ihm etwas macht. Bei Kindern sieht man das gut im Spielverhalten. Sie lieben es, wenn sie gejagt und dann gepackt werden. Das sind passive Wünsche. Der umgekehrte Wunsch ist dann das aktive Jagen.

Und was ist jetzt das Problem?

Gsell: Auf der Ebene der Genitalien wird es schwierig, den aktiven und den passiven Aspekt des Triebes zu befriedigen. Denn dazu braucht es organische Entsprechungen. Für den aktiven genitalen Triebwunsch ist ein penetrationsfähiges Organ und beim passiven Triebwunsch ein aufnahmefähiges Organ notwendig. Weil wir nun aber von der Biologie her in der Regel entweder Frauen oder Männer sind, bleibt einer dieser Triebe mit Bezug auf das Genitale unbefriedigt.

Wie wir es drehen und wenden: Aus Ihrer Sicht bleibt einer unserer sexuellen Wünsche immer unbefriedigt. Das klingt hart. Ist der Mensch denn eine Fehlkonstruktion?

Gsell: Ja, Psyche und Körper passen in diesem Punkt schlecht zusammen, insofern kann man das durchaus sagen.

Was sind die Folgen dieser konfliktreichen Konstellation?

Gsell: Triebforderungen, die nicht befriedigt werden können, bringen das ganze psychische Gleichgewicht durcheinander. Weil die Psyche ständig versucht, die Störung des Gleichgewichts zu beheben, gibt es ganz unterschiedliche und unterschiedlich komplexe Abwehrmechanismen,